



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Mark Brandenburg in Farbenphotographie

Goerke, Franz

Berlin, 1913

Richard Nordhausen: Die Bevölkerung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-54012](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-54012)



Die Bevölkerung.

Von Richard Nordhausen.

I.



Im Schloßgarten von Buch.

Sob bereits die Urbewohner der Mark Brandenburg Germanen gewesen sind, wie man gern zu behaupten pflegt, ist schwer oder garnicht zu entscheiden. Die ohnehin geringen und nicht überall unzweifelhaften Spuren des Paläolithicum scheiden natürlich vollkommen aus. Alle diese Keimbeginne der Menschwerdung verschwimmen in nebelhafter Form, und so können wir einstweilen noch garnichts über die Verfertiger der in den Tiefen von Riesgruben, auf der Sohle von Ziegeleien und sonst noch gefundenen Steinsplitter aussagen.

Dagegen ist es gewiß, daß dann nach dem großen Hiatus, der zwischen dem Paläolithicum und der jüngeren Stein-Zeit klappt, eine ganz konstante Kultur-Entwicklung beginnt. Selbstverständlich können wir auch hier für die Stein-Zeit und ältere Bronze-Zeit eine sprachliche Eingliederung der Bewohner der Mark nicht vornehmen. Aber wir sehen einerseits, daß die Mark Brandenburg vollständig innerhalb des Kultur-Zusammenhanges mit dem großen germanischen Entwicklungsgebiete steht, das seinen festesten Kern in den Ländern um die Ostsee hat; andererseits, daß ohne jede Unterbrechung, ohne jeden Sprung und ohne jede fremdartige Beimischung sich in der Mark wie im übrigen Gebiete der großen arisch-germanischen Kultur-Entwicklung die Fundzeugnisse lückenlos aneinander reihen, von der jüngeren Stein-Zeit ab durch die Bronze-Zeit, durch die Hallstadt-Zeit und durch die Latène-Zeit, bis an die Schwelle des Mittelalters. In dieser konstanten und ununterbrochenen Entwicklung treten dann mit der frühen Eisen-Zeit, die ja gerade in der Mark Brandenburg durch einen berühmten und wichtigen Fund ergänzten ersten Sprach-Denkmäler auf: die Runen künden uns, daß das Volk, dessen Entwicklung wir seit seinem Urbeginn in der märkischen Erde verfolgen konnten, Germanen waren — oder Germanen geworden waren. Denn in der vorher skizzierten Entwicklungszeit war die

Trennung des großen arischen Rassestammes in die verschiedenen indo-germanischen Sprachstämme erfolgt. Im letzten Teil der Entwicklung wissen wir dann auch durch geschichtliche Zeugnisse den Namen der germanischen Völker, die die Mark bewohnt haben. Langobarden und Semnonen werden genannt, ohne daß wir über ihre Markgrenzen und so weiter näheres erfahren. Wenn hier auf die Einheitlichkeit der großen arischen Kultur-Entwicklung, darin die Mark nur ein Teilgebiet war, hingewiesen wird, so soll natürlich nicht an der Tatsache vorübergegangen werden, daß innerhalb dieses Allgemein-Gebietes eine ganze Anzahl kleinerer Kultur-Provinzen von eigenem Gepräge entstand, und daß namentlich seit der jüngeren Bronze-Zeit solche regionale Selbständigkeiten deutlich zu Tage treten. In diesem Sinne ist die Mark in vorgeschichtlicher Zeit keine Einheit gewesen, es ist vielmehr eine derartige Kulturgrenze fast mitten durch das heutige Gebiet der Mark Brandenburg gegangen und hat es in eine nördliche und südliche Hälfte geteilt, von denen jede als zu einem größeren Kultur-Entwicklungsgebiete gehörig zu betrachten ist.

In das durch die Völkerwanderung menschenleer gewordene germanische Gebiet rückten im sechsten Jahrhundert die Wenden ein. Dieser erste Kultur- und Bevölkerungswechsel in der Mark zeichnete sich im Fundboden ganz außerordentlich scharf ab. Bisher hatte ein großer Reichtum an Bevölkerung bestanden. Die Mark war in vorgeschichtlicher Zeit, namentlich am Ende der Hallstadt-Zeit, sehr viel dichter bevölkert als während des ganzen Mittelalters und teilweise auch viel dichter als noch in der Gegenwart. Gegenden, die heute als recht dünn besiedelt bezeichnet werden müssen, wie die Ufer des Scharmüßel-Sees, waren in vorgeschichtlicher Zeit von blühender Kultur und beinahe eng wohnender Bevölkerung besetzt. Diese Bevölkerungs-Dichte nimmt mit Beginn der wendischen Zeit auffallend stark ab; gleichzeitig aber geht auch der Kultur-Grad in erschreckendem Maße zurück. Gegenüber dem reichen germanischen Vorkolonisten ist der Wende ein karger Bettelmann. Wir müssen uns vorstellen, daß im Gegensatz zu anderen Gebieten die Entleerung der Mark von germanischer Urbevölkerung doch ziemlich vollkommen erfolgt ist. Nur für die Herren-Schicht, für einen großen Teil des Adels, haben wir sichere Anzeichen dafür, daß er trotz der wendischen Namen, mit denen er schließlich in die Geschichte eintritt, germanischen Blutes war. Wahrscheinlich haben die deutschen Eroberer als neue Familiennamen den des von ihm gewonnenen Dorfes oder dergleichen angenommen. Hierbei ist aber wiederum die Frage offen zu lassen, ob nicht schon die Wenden unter Führung einer germanischen Oberschicht in das Land eingedrungen waren.

Bei der Wiedereroberung der Mark trafen die Germanen die Wenden noch auf einem recht niedrigen Kulturgrade an. Die Neubesiedelung erfolgte bekanntlich zuerst in der Altmark von Nieder-Sachsen aus. Später haben die verschiedensten deutschen Stämme an der Neubesiedelung teil genommen: Franken, Friesen (Holländer) und so weiter, deren Eigenart sich bis heute in der Mundart, augenfälliger aber noch im Bau der Dörfer und Häuser erhalten hat. Es gibt wohl kein Gebiet in Deutschland, wo sich so viel verschiedene Arten und aus so weiter Entfernung zusammengetroffene Bauernhaus-Typen vorfinden, wie in der Mark Brandenburg.

II.

Die Mannigfaltigkeit der Herkunft der märkischen Kolonisten-Bevölkerung ist auf dem flachen Lande tatsächlich nicht viel geringer als in Berlin. Die ersten deutschen Wiederansiedler kamen aus Nieder-Sachsen, sodaß man in der Altmark viele gleichlautende Ortsbezeichnungen findet wie in Hannover. Auf Grund dieser Übereinstimmung konnte sogar schon der Versuch unternommen werden, die Herkunft der ältesten deutschen Märker ganz genau, selbst nach ihren ursprünglichen Heimatsdörfern, zu bestimmen. Friesen wurden namentlich vom Großen Kurfürsten in das Land gezogen. Bei ihm begegnete sich persönliche und verwandtschaftliche Vorliebe für Holland mit praktischen Erwägungen. Denn in ganz Europa konnte man keinen besseren Kulturbringer für das Gebiet des Luchs finden, als die holländischen Wirte. Auf der anderen Seite haben die Holländer, wie sie das tiefste Tiefland der Mark besiedelt haben, auch deren höchste Bodenerhebung besetzt und ihr sogar den Namen gegeben. Der Fläming erzählt ebenso wie der weit verbreitete Familienname Flemming von den Einwanderern aus Flanland. Die Franzosen haben nicht nur in Berlin selbst eine starke Kolonie gebildet, sondern sind auch auf den Dörfern angesiedelt worden. Bei Rheinsberg weiß man sogar heute noch, daß die Leute mit den dort nicht ganz seltenen französischen Namen ursprünglich am Ufer der Loire heimisch waren. In großartiger Weise wurde dann die Kolonisation von Friedrich dem Großen betrieben, dessen Bemühungen, seine dünn bevölkerten Staaten mit Menschen anzufüllen, zur Gründung der bekannten „Kommission zur Herbeischaffung von Kolonisten“ geführt hat. Fünfzehn Jahre Befreiung von allen Abgaben, Freiheit für Kind und Kindeskind von jeglicher Werbung, Ackerboden genug für kleine Familien und reichlich für die, die eine große Kinderschar zu ernähren hatten, das alles wurde in Aussicht gestellt. Und die Versprechungen wurden auch gehalten. Als Gegenleistung dafür ward nur verlangt, daß die Männer „fleißige und arbeitsame Arbeiter sein mußten“. Aus der Pfalz, aus Schwaben, aus Polen, aus Böhmen, überhaupt aus dem Staate der feindlichen Kaiserin von Österreich, dann wieder aus Mecklenburg, aus dem Voigtlande und aus Westfalen kamen namentlich in das Oderbruch die Zuzügler. Die Pfälzer waren die rührigsten und vielleicht die zahlreichsten, sodaß bis heute an vielen Stellen der Mark die Friderizianischen Kolonisten-Dörfer pfälzische Dörfer heißen, auch solche, die überwiegend garnicht von Pfälzern besetzt waren. Noch zu Fontanes Zeit — spätere Untersuchungen darüber liegen wohl nicht vor — konnte man im Oderbruch die pfälzischen und slawischen Ansiedlungen gut unterscheiden. Merkwürdigerweise fielen die Pfälzer durch die Fröhlichkeit ihrer Lebensführung, durch ihre Sangeslust und Tanzfreude auf, während es sonst im slawischen Urgebiet, so auch heute noch im Spreewalde, als Lehrsatz gilt, daß diese Neigung zum sinnlichen Ausleben slawisches Erbe sei.

III.

Eine Menge sehr verschiedenartiger Metalle ist, wie man sieht, in den Schmelztiegel der Mark hineingeworfen worden; aber die durch ihre innige Verschweißung entstandene Legierung darf sich wohl sehen lassen. Mag man Brandenburg immerhin ein typisches

Kolonialland nennen — dies vorgeschobene Gebiet, das die „nach Ostland Reitenden“ und „eine bessere Zeit“ Suchenden lockte, ist just durch den wirren, vielgestaltigen Zug der Pioniere so widerstandskräftig und schaffenskräftig geworden. Gleichwie in den Jahrzehnten wirtschaftlicher Not und allgemeiner Gedrücktheit nicht gerade die schlechtesten Deutschen übers Meer nach Amerika gegangen sind, so zogen auch hinter den Askaniern und dann hinter den Hohenzollern in der Regel immer nur arbeitslustige, zähe, emporstrebende Siedler her. Starke Arme hatten sie alle, und von noch höherem, von unermeßlichem Wert war dann das Geistige, das die wegen ihres Glaubens vertriebenen Kolonisten aus West und Süd mit sich führten. Dieser reingoldene Einschlag entschied. Wenn das Stämmegewir naturgemäß zunächst schwerflüssig nebeneinander hinlief, und wenn der



Schloß Charlottenburg.

preußische Staatsgedanke sich auch nur langsam in die Herzen grub — am Ende ward's um so zäheres Erz. „Wir sind Bauern von geringem Gut, doch dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit Leib und Blut!“ hallte es freudig dem Sieger von Fehrbellin entgegen, der immer neues Metall in den Siegel tat. Und echt märkisches Nationalbewußtsein hatte sogar schon der große Woldemar zu entzünden verstanden.

Bei aller Verschiedenheit im Habitus, im Charakter, in Lebensauffassung und Lebensgewohnheit, die Uckermärker und Spreewenden, Oderbrücker und Utmärker kennzeichnet, sitzt doch ein einiges, im innersten Kern zusammengehöriges, geschlossenes Volk auf märkischer Scholle. Des Landes geheimnisvolle Kraft hat seine Schuldigkeit getan. Möge es dieser bis heute wirksam gebliebenen, segensreichen Kraft auch gelingen, das allerneueste märkische Bevölkerungsproblem, Berlin, glücklich zu lösen!

IV.

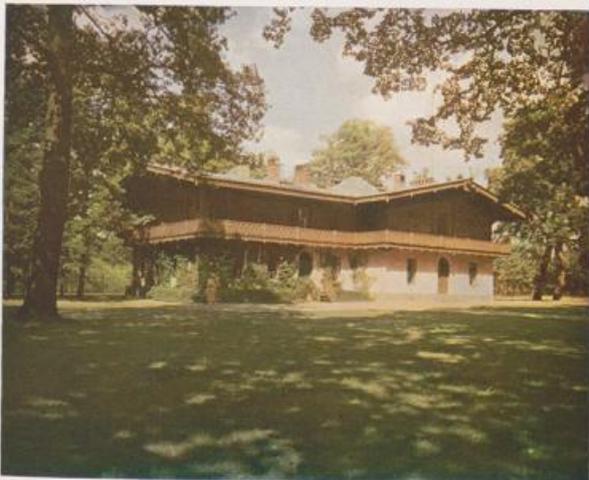
Es gehört nicht zu den Aufgaben dieser Skizze, darzutun, wodurch sich die Kolonialstadt Berlin grundlegend vom Koloniallande Brandenburg unterscheidet. Im großen ganzen hat hier Karl Scheffler in seinem nicht genug gelesenen Buche „Berlin, ein Städtchickal“ das Richtige getroffen und das Wesentliche gesagt. Darüber hinausgehende Darlegungen hätten stark politischen Beigeschmack; sie unterbleiben deshalb besser an dieser Stelle. Halten wir uns einfach an die jedem nicht voreingenommenen Beobachter bekannnten Tatsachen.

Durch die ungeheure Entfaltung Berlins und der Berliner Vororte ist die geistige Struktur Brandenburgs ziemlich gewaltsam geändert worden. Dies hinsichtlich der Wesensart seiner Einwohner nachzuweisen, hat besonderen Reiz; jäh in die Augen springt die Tatsache, wenn man sich mit den Außerlichkeiten der Bevölkerungsschichtung befaßt. Die Hauptstadt darf dabei nicht, wie dies oft geschieht, als „Staat im Staate“, als vollkommen unabhängiger, selbständiger, dafür auch einflußloser Kreis behandelt werden, der die von ihm getrennte Provinz garnichts angeht. Verwaltungstechnische Einrichtungen

ändern nichts an inneren Zusammenhängen, und eine so unterhaltsame Wissenschaft die Statistik auch immer sein mag, so gründlich verwirren falsch gruppierte Zahlen das Bild der Wirklichkeit. Berlin führt politisch und von den Zinnen der Regierung aus gesehen ein Leben für sich; aber dieser Riesenspfahl steckt so tief im Fleisch Brandenburgs, daß er sich nicht von ihm trennen läßt. Wir wollen uns deshalb davor hüten, die beliebte Spielerei



Brandenburg a. S. Bild auf den Dom.



Jagdschloß Hubertusfled.

Markt Brandenburg, 10.

mitzumachen und über Brandenburgs Entwicklung nach der Seite der Bevölkerungszunahme, Dichtigkeit und so weiter zu sprechen, ohne dauernd die Berliner Zahlen zu vergleichen. Ein auf andere Weise gefundenes Ergebnis ist nicht nur grundfalsch und deshalb für den Beobachter ohne jeden Wert, sondern auch den wirklichen Interessen der Provinz schädlich.

In den ersten zwei Dritteln des vergangenen Jahrhunderts ist das Wachstum der brandenburgischen Bevölkerung, gemessen an der Volkszunahme in den übrigen Provinzen, ziemlich normal. Während 1816 der preussische Gesamtstaat rund 10 320 000 Einwohner zählte, wovon auf Brandenburg und Berlin rund 1 183 600 kamen, umschloß unsere Heimat, einschließlich der Hauptstadt, im Jahre 1867 rund 2 916 000 Seelen, bei rund 24 021 500 der Monarchie. Es war durchweg eine erfreuliche, gut gewogene Verdoppelung eingetreten, wobei allerdings Berlin der Provinz sehr nachdrücklich geholfen hatte: aus seinen rund 198 000 Einwohnern von 1816 waren 1867 rund 703 000 geworden. Bis zum Anfang der siebziger Jahre blieb dies Verhältnis bestehen. Nichts Wesentliches hatte sich am Charakter der Mark und ihrer Bevölkerung geändert. Wie früher verdankte sie ihre Nahrung der Landwirtschaft, war doch auch die vorhandene nicht übermäßig starke Industrie im ganzen landwirtschaftlich, und Berlins besonderer, städtischer Betrieb änderte an diesem Gesamteindruck nichts. Die agrarische Provinz ließ der Hauptstadt des Staates ihr Gepräge; erfahrene Reisende aus jener Zeit sprachen nicht ungern von Berlin als von einer Landstadt, die mit den wirklichen Mittelpunkten des schon damals sogenannten Kultur- (und Gesellschafts-) lebens, mit Paris, London, Wien, St. Petersburg, keineswegs wetteifern könnte. Der seitdem eingetretene jähe Wandel ist weltbekannt. Die letzte Volkszählung stellt für die preussische Monarchie 40 165 219 Einwohner fest, für die Provinz Brandenburg 4 092 616, für den Stadtkreis Berlin 2 071 257. Diese Angaben täuschen aber, weil sie den Druck des Kolosses auf die Provinz nicht erkennen lassen, vielmehr bedenkliche, wenn auch durch amtliches Material und verwaltungsrechtliche Schemata gestützte Schönfärberei treiben. Von den beiden Regierungsbezirken Potsdam und Frankfurt a. O. hat nur der Potsdamer, direkt in der Berliner Einfluszone gelegene, eine starke Zunahme zu verzeichnen, und auch er erst seit dem Erwachen Berlins zur Weltstadt, seit 1871. Während der Regierungsbezirk Frankfurt a. O. bis zu diesem Jahre stets die größere Bevölkerungsziffer aufwies, trat bei der Zählung von 1875 zum ersten Male der Umschwung hervor, und heute wohnen im westlichen Bezirk doppelt so viel Menschen wie im östlichen. Dies ist durchaus auf Kosten der alten Ordnung, des überkommenen Charakters der Provinz geschehen. Fast um das fünf- und zwanzigfache hat sich seit 1871 die Einwohnerzahl der unmittelbar an Berlin anstoßenden, richtiger gesagt, in Berlin aufgehenden, durch keine ersichtliche Grenze mehr von ihm getrennten fünf großen Vororte vermehrt. Mehr als um das fünffache ist die Bevölkerung der Kreise Niederbarnim und Teltow, der von Berlin fast völlig eroberten und aufgesaugten, angeschwollen! Und zwar haben zu diesem Gewinne die der Hauptstadt benachbarten Teilgebiete beider Kreise 900 bis 1000 vom Hundert beigetragen, die entfernter liegenden nicht einmal ein Zehntel davon! Unter den anderen brandenburgischen Kreisen dürfen sich fünf einer Bevölkerungszunahme von 20 bis

40 vom Hundert, dreizehn geringeren, doch noch ins Gewicht fallenden Fortschrittes rühmen; neun Kreise dagegen, und zwar sämtlich vorwiegend ackerbautreibende, haben mehr Menschen abgeben müssen, als Zuzug und Geburtenüberschuß ihnen einbrachte! Im ganzen Bezirk Frankfurt fröhnt die Abwanderung nach Berlin häufig vier Fünftel des Geburtenüberschusses, und wenn die Statistik für den Potsdamer Bezirk bedeutend günstigere Zahlen herausrechnet, so darf sie redlicherweise nicht verschweigen, daß Nutzen von der starken Zuwanderung fast ausnahmslos nur Berlin und seine Vororte, Groß-Berlin, haben. Nahezu alle anderen Kreise verlieren.

V.

Der Altersaufbau der Provinz regelt sich genau danach. Dr. Theodor Meinerich urteilt in einer fleißigen und gewissenhaften Studie, zweiter Band der Landeskunde der Provinz Brandenburg: „Im Regierungsbezirk Potsdam vermindert sich zwar im zweiten und dritten Altersjahr fünf die Bevölkerung, dann aber macht sich der Einfluß der Zuwanderung geltend, indem die vierte, fünfte und sechste Altersklasse (15 bis 20, 20 bis 25, 25 bis 30) wieder an Zahl zunehmen. Hiermit teilweise im Zusammenhange steht andererseits im Frankfurter Bezirke gerade ein Rückgang in der vierten und fünften Altersklasse, der den Verlust durch die in diesen Jahren nur sehr geringe Sterblichkeit ganz beträchtlich übersteigt, also nur die Folge von Abwanderung sein kann.“ Noch deutlicher offenbart sich diese Tendenz in Berlin. Hier sind „die 20 bis 50 Jahre alten Personen um mehr denn ein Drittel zahlreicher als die Kinder bis zu zehn Jahren, die außerdem noch den 15 bis 20 und sogar den 30 bis 35 Jahre alten an Zahl nachstehen. Somit ist hier das produktive Alter auf Kosten der unproduktiven Jugend erheblich stärker vertreten als in der Brandenburger Bevölkerung. Im Alter von 20 bis 50 Jahren standen in Berlin 52 vom Hundert der Bevölkerung, in Brandenburg nur 43 vom Hundert.“ Die Großstadt läßt sich, was die kostbarste Nahrung, die Menschen, anbetrifft, von der Provinz ernähren; ohne diesen kraftvollen Zuzug wüchse bald genug Gras in ihren Straßen. Wohl gibt Berlin einen Teil seines Gewinnes an die Provinz heraus, etwa 260 000 geborene Berliner gehören jetzt zur brandenburgischen Bevölkerung. Aber sie wirken naturgemäß „verstädtlichend“ und tragen einstweilen noch zur Erhöhung des Berliner Einflusses im märkischen Reviere bei, bis wieder der Umschwung einsetzen wird. Daß das frühere, noch 1882 erhalten gewesene Übergewicht der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung sich immer entschiedener ins Gegenteil verkehrt, ist schon angedeutet worden. Industrie und Handel, die vorzüglichsten Berufsweige der Großstadt, haben die Macht der jüngeren Schwester gebrochen. Weit über die Hälfte der Selbsttätigen steht im Dienste von Industrie, Handel und Verkehr; der Landwirtschaft liegt längst nicht mehr ein Viertel von ihnen ob. Sie hat ihre Hochburgen fern der Stadt, im Regierungsbezirk Frankfurt vor allem, dann im Luckenwalder Kreise, in Prenzlau und in der Ostprieignitz. Hier arbeiten Handwerk und kleine Industrie noch gern mit ihr zusammen, bauen ihre Existenz auf der bäuerlichen Wirtschaft auf. Auch die der Provinz seit langem eigentümlichen, nicht aufgepfropften Industrien sind dank dem großen Absatzgebiete, das ihnen mit Hilfe Berlins erschlossen worden ist, froh aufgeblüht: die Ziegelfabrikation, Webereien und Spinnereien, nicht minder



Sprennüblerin.

der Bergbau beschäftigen Tausende und tragen zum allgemeinen Wohlstand nachdrücklicher als früher bei.

Entscheidend für Brandenburgs heutigen und zukünftigen Charakter sind letzten Endes nicht wirtschaftliche Wandlungen und sensationelle Stadtbildungen, sondern die inneren Kräfte der Bevölkerung. Und sie eröffnen gute Aussichten. Das brandenburgische Volk hat sich noch nie unterkriegen lassen und wird auch fernerhin die alte Widerstandskraft zeigen.

VI.

Wer die Mark zuerst von einem der Schienenwege aus kennen lernt, die nach Berlin führen, der wird ihren landschaftlichen Reizen verzweifelt wenig Geschmack abgewinnen. Die Eisenbahngleise laufen zumeist in alten Gletscherstromtälern dahin, über schieren Sand, und rechts und links von ihnen steht auf weite Strecken derselbe weiße Sand an. Durstige, trockene Kiefernwälder ohne Grasnarbe und Unterholz sind kein Schmuck. Man muß schon ins Gebreit hineinziehen, muß sich von der großen Heerstraße abwenden, wenn man zu freundlicherer Ansicht über unser Land gelangen will. Ebenso geht's denen, die die Wesensart des märkischen Volkes studieren. Sehen wir zunächst ganz von Berlin ab, das ein Kapitel für sich ist und als Sammelbecken deutscher wie ausländischer Schaffens- und Erwerbskraft besonders gewertet werden muß. Der Märker kommt dem Fremden nicht mit überströmender Herzlichkeit entgegen und vettert sich nicht an, ist zurückhaltend, mißtrauisch, wortkarg. Wie jeder echte Bauer im Norden, wie vielleicht, mit Ausnahme der Theater-Gebirgler, jeder Bauer überhaupt. Freilich betont er die Tatsache, daß er durchaus auf sich selbst steht, an sich selbst genug und für Unbekannte nichts übrig hat,

etwas stärker, etwas unfreundlicher als andere, die den schönen Schein zu schätzen wissen. Auf Außerlichkeiten gibt er noch immer wenig. Kenner seiner Geschichte wird das nicht wundernehmen. Auf larem Boden angesiedelt, der strenge Arbeit verlangte, wenn er den Ackerer ernähren sollte; in unablässigem, hartem Kampfe mit feindlichen Gewalten; immer wieder ein Opfer endloser Fehden und Kriege; immer wieder um den Lohn seiner Mühen betrogen — so konnte sich der Märker nicht von vornherein eine heitere Auffassung des Lebens aneignen. Er hatte ja genug damit zu tun, sich mit knapper Not am Leben zu erhalten. Jahrhundertlang ist sich die Mark der Segnung des Friedens kaum bewußt geworden. Von allen Seiten ward ihren Bewohnern genommen, und wenn dann schon einmal jemand kam, der im Geruche stand, geben zu können, nun, so hielt man sich eben an ihn. Demzufolge klingen die Berichte der ersten Reiseschriftsteller, die sich ins Brandenburger Revier wagten, nicht übermäßig begeistert. „Sind gar unfreundliche Leute“, schreibt Martin Zeiler. „Sie geben dem Gaste das Wasser von gesottene[n] Eiern um Gottes willen, und wenn es so gut zu teil wird, daß sie ihm eine reine Streu zum Nachtlager machen, der soll sich für einen großen Herrn achten.“ Ein bißchen säuberlicher mit dem Knaben Absalom verfährt schon Chrythemius, der 1505 den Hof Joachims I. besuchte. Er nennt die Märker gut und des Gottesdienstes beflissen, hält sie jedoch für Trunkenbolde und Müßiggänger, für größtenteils roh und ungebildet. Sein Tadel zielt wahrscheinlich in der Hauptsache auf die Herren des Hofes; mit dem gemeinen Mann wird er kaum in nahe Berührung gekommen sein. Dem dies eine steht fest: Müßiggang ist nie ein hervorstechender Fehler der Kleinen in Brandenburg gewesen. Dies Laster verbot sich hier von selbst. Recht übel kritisiert unsere Vorfahren noch ein anderer, scharfzüngiger Reisender jener Tage. „Sie hassen alles Fremde“, so klagt er, „tun fast treuherzig, sind aber habgierig und unbarmherzig, von außen gleichmüthig, von innen reißende Wölfe. Immer nur auf Geld und Erwerb bedacht, halten sie nicht viel von Künsten und Wissenschaften.“ Die absprechenden Charakteristiken zeugen, wie man sieht, zum Teil gegeneinander. Tragisch wird man sie deshalb kaum zu nehmen brauchen.

VII.

Aber wirklich vorausgesetzt, daß die nicht günstigen Beurteiler von anno dazumal gerecht gewesen



Aus dem Schlosspark von Neu-Wabersberg.

sind — die meisten der von ihnen angeblich beobachteten schlechten Eigenschaften haben sich mit dem langsam steigenden Wohlstande der Bevölkerung und mit der steigenden Kultur bedeutend abgeschliffen. Die Hohenzollern sorgten als kluge Hausväter bald dafür, daß ihr Land vor inneren Unruhen und kriegerischen Überfällen, die alles mühselig Gebaute immer wieder hoffnungslos zerrütteten, gesichert wurde. Was die Bildung anbelangt, so stampften sie Fürstenschulen und dann auch eine Universität aus dem sandigen Boden, wobei sie sich frühzeitig des merkantilen Systems bedienten: nur wer in Frankfurt an der Oder studiert hatte, war befähigt, im Dienste des Kurfürsten ein höheres Amt zu bekleiden. Dem Wohlstande wie der Kultur halfen die Herrscher gern mit dem Krückstock nach; erklärlicherweise blieb das noch lange Zeit bemerkbar. Aber ohne die guten Seiten der Märker hätte alle kurfürstliche und königliche Aufmunterung nichts genützt. Die unverdrossene Fähigkeit des Volksstammes, seine Ausdauer und Betriebsamkeit, die kein Unglück schwächen konnte, sind ebenso preisenswert wie seine Liebe zur Scholle. Was Friedrich Wilhelm IV. von den Teupizern gesagt hat: „Sie sind meine Treuesten, denn sonst wären sie schon längst ausgewandert“ — das gilt eigentlich beinahe von allen Märkern. Geiz und Habgier, diese beiden allzu entschuldbaren Laster bitterer Armut, sind doch auch in Wahrheit ihre einzigen Hilfsmittel zu sicherem Emporkommen. Einen, der sich groß hungern muß, sollte man sie nicht allzu entrüstet vorwerfen.

Aud bei aller Kärglichkeit seiner äußeren Lebensführung ist der Märker immer innerlich reich gewesen. Sang und Klang grüßen den Wanderer in den alten Landen noch heute, wie sie ihn vor Zeiten grüßten; nirgendwo hat der Sagenbaum reichere Wurzeln geschlagen als bei uns: kein Dorf, kein Landhügel, kein See, den nicht köstliches Rankengeflecht umspinnt. Wer unser märkisches Volk und sein unter weicher Schale verstecktes, sinnendes Dichtergenie recht erkennen will, der muß sich in seinen Sagenschatz vertiefen. Diese quellende Fülle der Geschichte zeigt erst deutlich an, was dem Märker die Heimat ist, wie er zu ihr und ihren Göttern steht. Sie verrät sein tiefes, vor fremdem Blick sich freilich stolz und unwirsch verbergendes Empfinden; sie offenbart so viel Sinn für die geheimnisvolle Wunderwelt jenseits des Tages, daß niemand, der sie auch nur ein wenig kennt, dem Märker germanisches Gemüt und germanische Liebe zu den „tausend Stimmen im Grund“ absprechen wird.

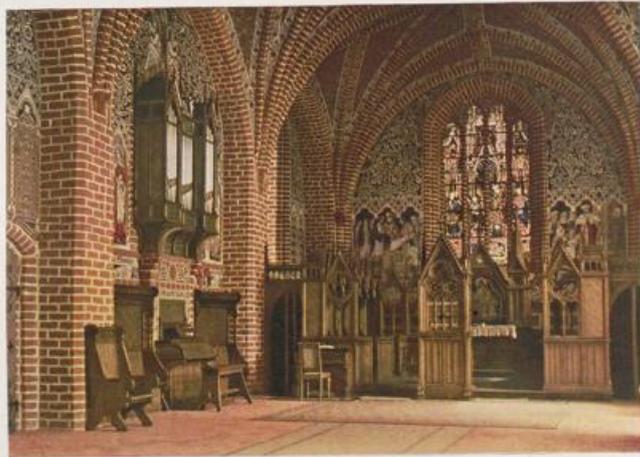
Im übrigen wirkt die Nähe der gewaltigen Großstadt unablässig auf märkische Wesensart ein und wandelt sie mit zwingender Gewißheit. Es ist heute kein Dorf in der Uckermark, kein Herrenhaus im Sternbergischen, keine Spreewaldklaupe, die nicht irgendwie mit Berlin in engem Zusammenhang steht und von ihm nachhaltig beeinflusst wird. So viele geistige Beziehungen sind — allein schon durch die den Berliner Geist atmenden und ausbreitenden Zeitungen — zwischen dem platten Land, den Land- und Kreisstädten einerseits und Berlin andererseits angespannt worden; als so vielgestaltig reich und unzerstörbar stellen sich die wirtschaftlichen Verbindungen dar, daß am Ende jede scharfe Trennung unmöglich ist. Im Hin und Her der Einflüsse aber erliegt zuletzt unweigerlich das Land. Man mag die Verwässerung, die Auslaugung und Umwälzung des altbrandenburgischen Charakters noch so sehr beklagen, schützen kann ihn niemand vor dem „gefräßigen Wurm

im Herzen der Mark". Alle Städte und Dörfer im weiten Vorortkreise sind ihm bereits verfallen. Sie streben mit Macht dahin, der Hauptstadt so ähnlich wie möglich zu werden; vier- und fünfstöckige Bauten, durch die sie ihr ruhiges Bild entstellen, die Nachäffung durchaus nicht nachahmenswerter Berliner Eigentümlichkeiten sind ihr Ehrgeiz. Fehlt es doch selbst in Potsdam, dem fest in sich gegründeten, nicht an Versuchen, die schlichte, in ihrer Einfachheit so überaus wirksame und stimmungsvolle Linie der friderizianischen und vorfriderizianischen Häuserreihen aufzulösen; dröhnt doch der ganz überflüssige Reklamelärm, den übergroße grelle Firmenschilder, bombastisch aufgemachte Läden verursachen, auch schon durch die vornehme Havelstadt! Der lebhafteste und bunte Berliner Geschmack drängt den märkischen, der ehrenfest schwerfällig und so gar nicht ästhetisierend ist, allenthalben in die Kumpfkammer. Man schämt sich seiner, wie man sich alter Trachten, alter Bräuche, alter Lieder, kurz alles „Altfränkischen“ schämt. Selbstverständlich wandelt sich mit dem Äußeren auch das Innere. Den Stadtmanieren folgt das städtische Denken. Und wissentlich oder gedankenlos, gern oder widerwillig nimmt der Uckermärker, der Sternberger, der Spreewäldler ein berlinisches Gepräge an. Ihre völlige Einteufelung liegt gewiß noch weit im Felde, und wer unverfälschte Brandenburger Sitten und Denkart liebt, findet noch reiche Gelegenheit zur Ergözung. Doch das Jüngelglöcklein läutet. Die Provinz Brandenburg wird dem Schicksal, eine Provinz Groß-Berlin zu werden, kaum entgehen können.

VIII.

Zimmerlin spricht auch manches dafür, daß jene einheitlich gewordene Volksmischung, die die Hüfen zwischen Elbe und Oder-Nebenflüssen bebaut, dem unausgeglichenen Völkergemisch an der Spree ihrerseits manche märkische Eigenschaft ins Blut gießen wird. In der Aermüchlichkeit, dem zähen Eifer und der ungeheuchelten Arbeitslust ähnelt der Neuberliner seinem Vetter auf dem Lande gerade so wie in der Erwerbstüchtigkeit und der Kunst, Haus zu halten. Es ist keineswegs lange her, daß Berlin die ihm anhaftende märkische Knauserigkeit mühsam abgestreift und sich weltmännischer Gemüthsruhe ergeben hat; die Stimmung: „Heute kauf ich die Welt, und wenn sie fünf Silbergroschen kostet“ ist bis in die letzten Jahrzehnte hinein echt berlinisch gewesen. Ähnlich wird's anderen Tugenden und Untugenden brandenburgischen Gepräges ergehen. Wenn der unbändige Zuzug von Abenteurern und Glücksmachern aller Art nach Berlin erst einmal nachgelassen hat, wenn die aus allen Staaten des Reiches und aus allen fremden Reichen in Berlin einmündenden Menschenströme nicht mehr feindselig, scharf geschieden nebeneinander herfließen, sondern sich zu einer Flut verschmelzen, dann werden Urblut, Klima und Überlieferung Berlin doch zu einer hauptsächlich märkischen Stadt machen. Man lasse den mit fremden Reisern überpflanzten Baum nur erst einmal genügend tief Wurzel fassen und sich genügend auswachsen. Noch ist jede Kolonialstadt schließlich bodenständig geworden. So dürfen wir hoffen, daß der märkische Volkscharakter mit all seinen Knorren und Knubben, mit seinem körnigen Eisen und seiner rauhen Tüchtigkeit eine glanzvolle Auferstehung an der Spree erleben wird. Fremdes Blendwerk wird abfallen, allerlei Schaum und Gischt abgestoßen werden —

und zwischen Pommern und der Lausitz, Posen und Sachsen sitzt dann in Dörfern und Millionenstädten dasselbe hartgehämmerte, für Befruchtung durch die weite Umwelt wohl empfängliche, aber treu an erprobter Väterart festhaltende Volk. Martin Zeilers unfreundlichen Leuten und Fremdenhassern, die mit dem Wasser von gefotenen Eiern geizen, wird man so wenig begegnen, wie den rohen und ungebildeten Verächtern von Kunst und Wissenschaft, die Thrichemius und sein Schüler anlagen. In dieser Beziehung bessert sich der Märker von Tag zu Tag. Dagegen wird ihm allezeit der Sinn für Geld und Erwerb bleiben, wie die misstrauisch wägende Vorsicht und die weise Erkenntnis, daß selbst der Mann und jeder sich selbst der Nächste ist.



Stift Heiligengrabe. Inneres der Kirche.